

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts.

### Vom roten Ball.

Von Curt Seibert.

Benno Schreier war ungefähr 10 Jahre alt, als er in einer Wirtschaft zum erstenmal sah, wie zwei Männer in Hemdärmeln um einen großen Tisch liefen und mit langen Stöcken darauf herumlocheren.

Als er näher trat, sah er, daß der Tisch mit einem grünen Tuch überzogen war, auf dem drei Kugeln lagen. Zwei weiße und eine rote. Die beiden Männer stiegen mit ihren Stöcken nach einem der Bälle, der dann in vielen Windungen auf dem Tisch umherlief. Wenn er eine der beiden anderen Kugeln traf, gab es einen Knall. Das machte Benno große Freude, und er nahm den roten Ball vom Tisch und rollte ihn über den Boden. Die Männer gerieten in große Aufregung. Der eine gab ihm eine Ohrfeige.

Benno heulte und lief zu seinem Vater, der in der Ecke seinen Schnaps trank. Der gab ihm noch eine Ohrfeige und sagte, das sei ein Billard und nichts für Kinder. Infolgedessen hatte Benno in Zukunft ein großes Interesse für dieses Spiel.

Als er 18 Jahre war, kam er in die Lehre. Und jeden Sonntag sah man Benno nun mit seinen Kameraden in einer Wirtschaft. Sie spielten wie die Großen, sogen die Kugeln aus, wählten sorgfältig ein Queue und stellten die Bälle auf. Dann wühlten sie ihre Stäbe in grüne Kreide und begannen mit wichtiger Miene.

Benno hatte eine ruhige Hand und einen sicheren Stoß. Seinen Kameraden war er bald weit überlegen. Und so gelang es ihm, nach wochenlangem Anstrengung und mit viel Glück, eines Nachmittags gegen 5 Uhr beide Bälle zu treffen. Nun wurde er übermütig und spielte leichtsinnig. Wenn ein Pökel ein Mädchen sah, dem er zu gefallen wünschte, gab er sich einen gewissen Schwung. Er sah dann mehr auf Eleganz seiner Bewegungen, als auf korrektes Spiel. Aber auch sonst suchte er seinem Benehmen etwas Außergewöhnliches, etwas Besonderes zu verleihen.

Bald stellte er sein Bein auf einen in der Nähe stehenden Stuhl, bald setzte er sich auf die Kante des Billards. Bald blühte er sich tief, als wollte er in den Tisch beissen, bald stellte er sich hoch auf die Zehen, oder er legte sich rückwärts weit über den Tisch und spielte hinter dem Rücken. Sieht freilich er lange warf die Stür in Falten, kniff die Augen zusammen und stieg mit eleganter Bucht. Immer dabei: Seht, der Meister spielt!

Es konnte nicht ausbleiben, daß sein Ruf sich herumtrug. Und so brachte ihm eines Tages der Billard seines Stammlokals eine Zeitung, in der eine Notiz stand: Benno las. Das Kaffee-Pfennig, das Dorado aller Billardspieler der Hauptstadt, hatte ein Turnier ausgeschrieben: Vom roten Ball! Jedermann war zur Teilnahme berechtigt. Am letzten des Monats war Rennungs-schluss. Für Bennos Kameraden war es klar, daß er daran teilnehmen müsse. Er selbst hatte keinen Augenblick daran gezweifelt.

Seine Freunde legten das Reisegeld zusammen. Benno fuhr in die Hauptstadt. Er trug sich in die Liste ein und erfuhr dabei, daß noch ein anderer Herr seines Namens teilnehmen werde. Benno kannte ihn nicht, aber er freute sich darüber.

Das Turnier begann. Benno war schon eine Stunde früher da, ehe die Leute, die in Scharen das Kaffee umlagerten, eingelassen wurden.

25 Billards waren aufgestellt. Kreide, Tafeln, Queues und Kugeln standen umher. In einer Ecke war ein Tisch aufgebaut, der die Preise trug. Schöne Sachen waren darunter. Der erste Preis war ein herrliches silbernes Zigarettenetui.

Das Publikum wurde eingelassen und nahm respektvoll an den Wänden Aufstellung. Der Turnierteiler hielt eine Ansprache, las die Namen der Teilnehmer vor und verkündete die Bedingungen. Jede Partie ging auf 1000 vom roten Ball zu spielen. Vordächer gaben doppelt. Ausschneiden nach der dritten verlorenen Partie. Aber Zusammenstoß entschied das Los.

Benno bekam als ersten Gegner Herrn Wschitow, einen Russen aus Russland. Der schwere Mann gab ihm kräftig die umgeschulmiedte Hand. Das Los entschied, Herr Wschitow begann. Er legte 68 Punkte vor, dann nahm er seine Zigarre aus dem Mund, und die Wschitow meinte, er sei heute nicht recht in Form. Benno fand das Gegenstück. 68 Treffer, das war mehr, als er in den letzten Jahren zusammengepielt hatte. Aber er ließ sich nicht beirren. Er nahm Aufstellung, legte die Stür in Falten, kniff die Augen zusammen, blühte sich, holte aus und stieg einen weit hinter ihm stehenden Herrn direkt vor die Brust, die seinem quer über den Leib lief.

„Geben Sie doch zurück!“, schrie der Aufstellungsbeamte, der Wschitow hatte. Rets Partei für die Teilnehmer gegen das Publikum zu nehmen.

Benno freibete seinen Queue neu an, dann stieg er durch. Der Ball lief wie ein wildes Kamelchen auf dem Tisch umher und blieb schließlich erschöpft in einer Ecke liegen. Eine Kugel hatte er nicht berührt. Benno nahm den Stab unter den Arm, und die Wschitow meinte, er sei heute nicht in Form. Der Russe fand das auch. Dann ging er bis auf 197.

Es war eine anständige Serie. Benno blieb auf Russ. Der Russe erreichte bei der 18. Aufnahme 1000. Benno, der am Schluss noch sehr in Form kam, gelangte bis 3. Einmal war er ausgerückt und hatte aus Versehen beide Bälle getroffen, das anderemal war ihm ein Vordächer geplatzt. Stoffs ging er nach Hause. Zwei Niederlagen konnte er sich noch leisten.

Am anderen Morgen las er in der Zeitung einen Bericht, über den er sich wunderte. Da stand: Billardtturnier, erster Tag. Das beste Spiel lieferte zweifelloos Herr Schreier, der in 12 Aufnahmen sein Benno erledigte und die meisten Zuschauer hat, den ersten Preis zu gewinnen.

Er war nicht damit gemeint, also mußte es wohl der andere Schreier sein. Doch die Person tat hier nichts zur Sache. Das Wesentliche war der Name! Er hat den Ober um eine Schwere. Dann kniff er sorgfältig die Notiz aus dem Blatt und las sie seinen Freunden ohne ein Wort hinzuzufügen. Diese zeigten großen Interesse für sich selbst.

Auf Grund dieses Erfolges spielte er am nächsten Tage so leichtsinnig, daß er nicht einen Punkt errang. Dafür landte er wieder eine Notiz ab, in der Herr Schreier in den höchsten Tönen gelobt wurde.

Als Benno am dritten Nachmittag das Kaffee betrat und die Gäste einlief, in die die heutigen Partner eingeschrieben waren, fand er unter anderem: Tisch 14, Schreier gegen Schreier. Mit freundschaftlichem Händedruck begrüßte er seinen Namensvetter, dem er seit Tagen zu großem Dank verpflichtet war.

Herr Schreier spielte das schönste Spiel seines Lebens. Herr Schreier aber traf seinen Ball. Herr Schreier war bei zehn Aufnahmen bereits bei 800, Herr Schreier sah immer noch auf Null.

Die Blätter schrieben große Berichte über das phantastische Spiel des Herrn Schreier, dem der Sieg nicht mehr zu nehmen sei. Unter dem Artikel stand: Ausgeschlossen: Herr Benno Schreier.

Vielen Sak kniff Benno fort. Er konnte nur verwirren. Zu Hause aber bereiteten seine Freunde einen Empfang vor mit Abendessen, Musik und großen Reden.

Die Zahl der Zuschauer hatte sich von jetzt ab um einen vermehrt. Benno fand jeden Nachmittag in der Nähe seines Namensvetters und sah dem Spiel zu. Klopfsenden versens beobachtete er den Mann, der so schön für ihn arbeitete. Jeden gelungenen Stoß begrüßte er mit lautem Beifall, so daß er mehrfach verwahrt werden mußte. Doch Herr Schreier ließ sich nicht beirren. Er reichte Sieg an Sieg, fand seinen ebenbürtigen Gegner und erhielt schließlich den wohlverdienten ersten Preis. Eine größere Geldsumme und ein silbernes Zigarettenetui.

Benno schickte den Bericht hierüber an seine Freunde, nachdem er Herrn Schreier herzlich zu seinem Erfolg gratuliert hatte. Dann kaufte er sich ein Zigarettenetui und fuhr nach Hause.

Der Empfang war außerordentlich. Seine Freunde feierten ihn tagelang. Man nannte ihn den Billardkönig, eine Bezeichnung, die Benno sehr gefiel. Das Billardspiel nahm in der kleinen Stadt einen kolossalen Aufschwung. Benno selbst aber nahm seinen Queue mehr in die Hand. Er gab nur noch theoretischen Unterricht.

Wenn man so viel erreicht hat, wie ich, sagte er, wäre es beschämend, einmal schlechter zu spielen.

Dann nahm er eine Zigarette aus dem silbernen Etui.

### Die Trommel-Botschaft.

Der mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnete Roman „Batuala“, der erste Neger-Roman, den ein Neger geschrieben hat, erscheint jetzt in deutscher Übersetzung im Rhein-Verlag zu Basel. Der Verfasser René Maran, der französische Kolonialbeamter ist, hat hier das Leben der Eingeborenen in einer Intimität und phantasievolle Anschaulichkeit geschildert, wie es keinem Europäer möglich gewesen wäre. Unter den zahlreichen Schilderungen, die primitive Sitten und Bräute vorführen, befindet sich auch die Darstellung einer Einladung zu einem Fest mit Hilfe der so vielbesprochenen Trommel Sprache, der „drahtlosen Telephonie“ der Neger.

Batuala tritt auf eine Anhöhe zu, die die Umgebung beherrscht. Dort standen drei verschiedene große „Lingas“. Er näherte sich diesen Baumstämmen, die innen ganz ausgehöhlt waren, nahm zwei auf dem Boden liegende Klöppel und landete durch die unbewegliche Luft zwei weit hinfliegende Schläge, die er auf den größten der Lingas schlug.

Tiefes Schweigen folgte. Er brach es endgültig mit zwei weiteren kürzeren Schlägen. Dann eine Saute von Tom-Tams, immer lebhafter, immer schneller, um dann wieder langsam, langgezogen auf dem kleinsten der Lingas zu einem kurzen Crescendo, das durch den letzten Schlag des Ausrufs verstärkt wurde, ausklingen.

Und nun, dort unten, ganz dort unten, weit, viel weiter als dort unten von allen Seiten, von links, von rechts, hinter ihm, vor ihm, antwortete der gleiche Rhythmus, dieselben dröhnenden Tam-Tams langgezogen; die einen druck, überd, verschleiert, undeutlich; die anderen deutlicher, von Echo zu Echo, von Kaga zu Kaga springend. Das Unsichtbare belebte sich.

— Du hast uns gerufen, sagten diese Töne. Du hast uns gerufen... Wir haben dich vernommen... Wir hören dir zu... Was willst du von uns?... Rede...

Dreimal wachte durch den Raum dieselbe, zuweilen verschwommene, zuweilen deutliche Musik. Als der Horizont den letzten Ton verklungen hatte, antwortete Batuala. Zuerst in kraftvollen Worten. Sie schienen die einförmige, allseitige Erleuchtung, die Einmütigkeit ohne Distanz, ohne Trauer, die Resignation vor dem Schicksal auszudrücken. Abwechselnd klangen die Klöppel von einem zum anderen der drei Lingas. Sie gaben eine Melodie überwältigend wie ein Sturm aus dem Nabel des heißen „Donvoro“. Das Lied entfaltete sich. Nach einer plötzlichen Pause nahm es an Umfang zu. Und immer noch, immer noch, schwell es an. Batuala rann der Schwelz herab. Er tanzte beinahe vor Glück.

Seine Männer, deren Frauen und Kinder, ihre Freunde, die Freunde ihrer Freunde, die Hausknechte, deren Blut er getrunken und die das keine getrunken, er rief sie alle, alle. Er wollte, daß sie alle in neun Tagen kämen, um der großen „Vanaba“, die er anlässlich der „Ganza“ gab, beizuwohnen.

Der Punkt der Zeit Regenzeit und Regenzeit vorgegebenen Festlichkeit verlor sich. Das wird einen Froh gehen, eine Sauerei, Gelächel und Vergnügen! Und die „Vanaba“ nicht zu vergessen! Nicht nur eine Vanaba. Nein, alle Vanabas. Nicht nur der Elefantenschritt, der Schwerter, oder Kriestanz —, sondern vor allem der Diebstahls, den die Sabanas so unüberwindlich tanzten. Fraß und Vanaba, Vanaba und Saufelage, Mania, Bataten, Dasos, Kürbis, Wamwurzeln Mais! Ah, Dierbier, Inawer, Beisbeeren und Honig Rühle und Akaatereiner! Von alledem und noch von tausend anderen Sachen wird es zu essen geben. Von alledem und noch von vielem anderen wird man trinken. Zur Musik der Hirtshörner und Salafone wird man trinken und essen. Alle mußten sie kommen! Ja, ja, ja! Zum Fest der Ganza! Nur einmal im Verlauf von 12 Monaten findet das Fest statt. Alle mußten sie kommen! Jabas, was wird man da lassen!

Die Echos sahen laut die Freude dieser Rede zurück. Sie schrien Bile und Gelächter fort. Als er schwieg, schwebte lassende Erwartung. Aber sie dauerte nicht lange. Denn rings um ihn herum weit aus der Ferne, wie bei keinem ersten Anruf, klang die Unterhaltung auf den unsichtbaren Tam-Tams wieder ein. Und trotz der Entfernung der Klänge den Wellen unterschied man doch zu Ende jedes Tages dieselben: Schwingen, geheimen Töne.

— Wir haben dich vernommen... Wir haben dich gehört... Und verstanden... Du bist der größte aller Mitis. Batuala... Du bist der größte Mafundibi... Wir werden kommen... Wir werden bestimmt kommen... Und alle unsere Freunde werden da sein... Das soll ein Fest werden... Eine Ballerei!... Wir werden singen... Wir werden tanzen... Wir werden wie die Vögel klingen...

### Spiritismus.

Von Hanns Perch.

Sie waren wieder einmal beisammen, um mit dem Geistern zu reden: Tante Melusine, die alle Fremdwörter verwechselte, Onkel Roderich, der nur für gute Nachtseiten Interesse hatte, die blonde Lizzie, ein ebenso hübsches wie „ungeheures“ Töchterlein nebst Verlobten, dem Herrn Steuerlupernumerar Herrmann, und zuletzt dessen Freund mit dem hübschen Vornamen Erich, der aus Interesse an den Dingen am heutigen Abend zum erstenmal in dem kleinen Kreis weilte.

„Es wird ein sehr spiritueller Abend werden“, sagte Tante Melusine geheimnisvoll.

„Wieso?“ fragte Onkel Roderich, „hast du so'n kühlen Gros in petto, Melusine?“ Hoffentlich findet sich dann auch für mich noch ein Andonisbröckchen.

Tante meint, es wird ein spiritueller Abend werden, erklärte im Amtston der Steuerlupernumerar.

„Schade“, kufte der Onkel.

Inzwischen hatte die blonde Lizzie einen kleinen dreibeinigen Tisch ins Zimmer gebracht, der Steuerlupernumerar verdunkelte das Licht und Erich lag nachdenklich an seiner Zigarette.

Tante Melusine bedeutete, daß man rund um den Tisch Platz nehmen sollte, und konnte mit feierlichem Gesicht: „Nacht uns zunächst eine Kette bilden.“

Sie fahnen einander an den Händen an, als ob sie einen Ringelreigen tanzen wollten.

„Jetzt“, fuhr die Tante fort, „muß jeder seine Hand auf den Tisch legen.“

Nachdem dies geschehen war, trat erwartungsvolle Stille ein.

Und auf einmal bewegte sich der Tisch hin und her.

„Ist jemand da?“ fragte Tante Melusine.

Zur Antwort klopfte der Tisch dreimal. Das hieß: Ja.

„Willst du uns deinen Namen nennen?“ fragte wiederum die Tante.

Wieder ertönte das dreimalige Klopfen.

„Dann buchstabiere“, sagte die Tante zum Tisch.

Der Tisch klopfte, die anderen sagten das Alphabet her.

B-a-l-d-u-i-n D-i-l-l-e-m-a-n-n.

hatte der Tisch geklopft.

„Ah“, krie Tante Melusine freudig ertrot, „der gute Balduin, mit dem ich mich beinahe beinahe verlobt hätte, wenn nicht mein guter, keller Bernhardt im letzten Augenblick dazwischen gekommen wäre. Weißt du noch, Onkel Roderich, der Balduin, der so lange das spezielle Fieber gehabt hat und schließlich in der Rückfallgegens in einer angenehmen Vektoris gestorben ist.“

„Mußt nicht alles erzählen, Melusine“, nahm Onkel Roderich das Wort. „Ich mach mal mit Balduin reden. Hör mal, Balduin, kennst du uns ein Stichwort nennen, was wir auch kennen. Konst glauben wir nicht, daß du es bist.“

Wieder buchstabierte der Tisch: „D-o-n C-a-s-i-o.“

„Ah“, rief Tante Melusine, „er meint das Theaterstück: Don Carlos, den Infanteristen von Spanien, weißt du Roderich, wo die vielen Sprichwörter drin vorkommen. Ja, der gute Balduin hat mir damals noch ein Billett spendiert, als das Berliner Nestlens Exempel bei uns in Gelterbullen schaffte.“

„Gefährte“, sagte Onkel Roderich, „ganz recht, es war die Zeit, wo die Haken am besten schmecken.“ Dann wandte er sich an den Tisch: „Willst du uns noch etwas sagen?“

Der Tisch klopfte ein lautes „Ja“.

Der nächste Sak, der entziffert wurde, hieß: „Wie geht es euch auf Erden?“

„Es geht“, kufte die Tante, „man muß bei vielen mysteriösen Zeiten zufrieden sein.“

„Ja“, wandte schließlich die blonde Lizzie fast unhörbar ein, es beirret sich heute allzu schwer.“

Der Onkel aber wollte der Sache auf den Grund gehen und fragte: „Willst du uns sagen, was du für einen Beruf hast?“

Der Tisch klopfte gehorsam: „P-o-l-i-t-i-s-i-s-t.“

Tante Melusine war ganz gerührt. „Ich sehe den guten Balduin vor mir, als wäre es gestern gewesen. Er hatte eine schöne Uniform und Sonntags trug er ein goldenes Polster.“

Bei diesen Worten fing der Tisch ganz ganz alleine an zu klopfen.

„Gib's noch eine Post auf der Erde“, fragte er.

Diesmal antwortete der gewissenhafte Herrmann: „Ja, aber ist eine sehr kostspielige Sache. Ein Brief kostet 2 Mark.“

Der Tisch geriet scheinbar in Erregung. Schneller, als eine geliebte Nakh'nemischelberin klopfte er: „Wat, wollt ihr mich verkohlen.“

„Ja, ja!“ kufte Tante Melusine ganz fest. „So war der gute Balduin. Er sprach gern plattdeutsch, wenn er sich effezierete.“

Der Tisch aber raste. Kaum konnten die anderen die Buchstaben so schnell ausschälen. Aber endlich hatten sie keine Worte. Die hießen: „Wat? Ein Brief twee Mark. Wat seideest denn der een Postmensche jetzt im Monat?“

„Zweitausend Mark“, sagte der Steuerlupernumerar.

Als Antwort klopfte der Tisch, so laut er konnte: „Zugabe! ihr, Schwindler, ihr, deraßert ihr, wen ihr wollt. Mir aber ruht der Bude! runter.“

Tante Melusine sprang entsetzt auf. Onkel Roderich heulte sich vor. Und auf einmal gab's einen Knack und der Tisch brach zusammen.

Ein Bein war ausgeleimt, das aber sah sich der Herr Steuerlupernumerar gar ernsthaft an.

Tante Melusine jedoch leuchtete schmerzhaft und sagte: „Den guten Balduin werden wir wohl nicht mehr sprechen dürfen. Er denkt, wir hätten ihn modellieren wollen und verforenert uns nun.“

„Unhür“, knurrte der Onkel, „es hat ihn niemand molestickt“ und hob die Stirn auf.

Aber er und auch die anderen machten sehr gläubige Gesichter.

Nur Erich schaute leise vor sich hin.

Wenn der gute Steuerlupernumerar ihm nicht bei jeder Gelegenheit so einnehmend die Familiengeschichte der Erbante Melusine berichtet hätte, wäre die heutige Sitzung entschieden nicht so interessant geworden.

## Gesellschaft und Mode

Das Ende des Flirts. Auch bei unseren Gebern im Weltkriege wuchs, wie die „B. Z.“ schreibt, zuerst eine Generation heran, deren Unbeschundenheit und Mangel an Ehrfurcht vor allem Vergleichen nicht die schlechtesten Geister allmählich zu beunruhigen anfing. Marcel Brovost, der Verfasser der „Demi-Bierges“, dem niemand übertriebene Brüderlichkeit vorwerfen wird, beschäftigt sich in dem letzten Teil der „Revue de France“ mit dieser Wandlung. Im auffälligsten erscheint ihm indessen, daß im Verkehr der Jugend beiderlei Geschlechts jetzt eine Vertraulichkeit, eine kameradschaftliche „Familiarität“ vorherrscht, die Liebe und Leidenschaft überhaupt nicht entstehen läßt. Das Ende des Flirts ist gekommen. Aber in Wirklichkeit, so schreibt Marcel Brovost, hätte der Flirt auch kaum einen Sinn mehr zwischen diesen jungen Männern und diesen jungen Mädchen, die sich so oft treffen, als sie wollen, und denen man volle Freiheit in Worten und Taten erlaubt. Der junge Mann von heute schwärmt das junge Mädchen, das es ihm angetan hat, nicht mit blöder Schüchternheit an. Er telefoniert ihr, verabredet sich öffentlich mit ihr, spielt Tennis, schwimmt, tanzt mit ihr, ganz nach Belieben und ohne Heimlichkeit. Das ist alles ganz schön und durchaus moralisch; aber es ist nicht für einen Sechser romantisch, und man versteht, daß, wenn der eine Partner verliebte Augen zu machen beginnt, ihm der andere ins Gesicht lacht. Das „Ganschen“ von früher ist ein verschwundener, überkundener Top. Das heutige junge Mädchen läßt so ziemlich alles hatet im Trifol und unterhält sich in diesem Anzug, ohne Mantel mit jungen Männern, tanzt ohne Korsett und umschlingt mit ihrem Körper und womöglich Wangen an Wangen, wie es die neuesten Tänze vorschreiben, und ist deshalb doch nicht notwendigerweise weniger tugendhaft, als das „Ganschen“ war. Die Familiarität mit dem anderen Geschlecht übt ihren unermesslichen Einfluss und ertötet allen gegenseitigen Überreiz. Die enthaltene moderne Tracht, die Freiheit der Geister, die den Frauen der älteren Generation unerhörte Leiden: die Jugend von heute, die dem Flirt entzogen hat, bemerkt sie gar nicht mehr. Die Jugend unserer Tage ist fähig geworden und weniger erotisch veranlagt, weil sie unbefangenen im gegenseitigen Umgang ist. Damit hängt es zusammen, daß heute eine junge Dame, die an einem gesellschaftlich veranstalteten Vergnügen teilnimmt, selbstverständlich auch ihren Anteil daran leisten kann. Und Marcel Brovost schließt: „Hüten wir uns zu sagen, daß es früher besser war. Vergnügen wir uns, eine Änderung festzustellen über die gemeinliche Rechnung abzugeben, die ihnen der Reizner gebracht hat, erörtern kritischen Tages Romes und Julia, wie viel Trübsal sie ihm geben wollen.“

Ein Vordröner des Seidenstrümpfes. Während die Metrositen über das viele Tragen von Seidenstrümpfen ärgern, weil es ein Beweis der Verschwendungssucht und Eitelkeit der Damenwelt sei, gibt es einen Arzt, der als ein begeisteter Vordröner des Seidenstrümpfes auftritt. In einem Vortrag über die Hygiene der modernen Kleidung erklärte Dr. J. Browning Alexander vom Londoner Hygienischen Institut: „Ich bin ein Verehrer der kurzen Röcke und der Seidenstrümpfe. Kurze Röcke sind gesund, und Seidenstrümpfe sind sehr viel besser als wollene. Als ich kürzlich in Frankreich war, da sah ich Damen Röcke tragen, die auf dem Boden schliefen; sie spielten sogar Tennis damit. Nichts kann ungesünder sein, und ich hoffe, daß die englischen Frauen niemals diesem Beispiel folgen werden.“ So sehr er aber für Seidenstrümpfe und kurze Röcke eintritt, so steht der Hygieniker doch eine große Gefahr darin, daß die Frauen heute zwischen Sommer- und Winterkleidung überhaupt nicht mehr unterscheiden. Er führt den größten Teil der Erkrankungsfälle, unter denen die Frauen jetzt so viel leiden, auf die „falsche Mode“ zurück, die der Frau befiehlt, im Winter fast ganz so angetan zu sein wie im heißen Sommer.

## Welt und Wissen

Sterbende Naturvölker. Wie seltsam, daß gerade Naturvölker so leicht aussterben, von denen wir doch glauben, daß sie ein so gesundes friedliches Dasein leben — „unter Palmen“. Die neuesten Untersuchungen über das Aussterben der Melanesier auf den Inseln des Bismarckarchipels zeigen nun mit erschreckender Deutlichkeit, daß die Hauptursache des Sterbens der — Europäer ist und alles, was er mit sich bringt. Der „Kulturträger“ der Tod der Naturvölker? Jawohl — er bringt Krankheiten, andere Lebensgewohnheiten. Alkohol, holt die Eingeborenen als Arbeiter fort und bringt ihnen Kleider, die nach dem Urteil der Missionare „die besten aller Gewohnheiten“ sind. Die bister leuchten „Wunden“ werden nämlich durch die Kleider verwickelt und verschmutzt, weil sie die Kleider nicht waschen, sondern tragen, bis sie ihnen festliegen vom Leib haften. Mit Recht dringen deshalb die Missionare darauf, daß die Eingeborenen wieder in ihrer ursprünglichen Weise kleiden, bzw. nicht kleiden und auch ihre alten Gewohnheiten wieder pflegen, denn dieses Zerbrechen der alten Sitten nimmt den Vätern oft die Lebensfreude, so daß sie im Kampf ums Dasein willenlos unterliegen.

Die Wanderung einer Pflanze. Bei der strahlenlosen Familie können wir ziemlich genau den Weg verfolgen, den sie seit 100 Jahren eingeschlagen hat. Zum erstenmal wurde 1814 die bis dahin ganz unbekannte Pflanze von dem deutschen Botaniker Burck an Fluktern in Kalifornien entdeckt. In den folgenden Jahren wurde sie auch an anderen Stellen Nordamerikas und im nördlichen Teil von Ostasien (Kamtschatka, Ostibirien) wildwachsend gefunden. Unter verschiedenen Bezeichnungen wurde sie in botanische Gärten in Europa eingeführt, und von diesen aus hat sie sich dann in den meisten Kulturländern verbreitet. In den vier Jahren wurde sie im botanischen Garten zu Petersburg angepflanzt und bald zeigte sie sich auch in der Umgebung des Gartens verwildert. Bereits 1872 war sie im Gouvernements Petersburg gemein. 1885 hatte sie die russischen Ostseeprovinzen und 1889 auch den größten Teil von Finnland besiedelt. Die Besitzergreifung Deutschlands ging nicht so rasch konstatieren. Die Aussagspunkte der Ausbreitung waren auch hier vielfach die botanischen Gärten. 1845 und 1846 wurde die strahlenlose Familie im Berliner botanischen Garten gezogen und 1852 fand sie H. Braun zahlreich auf der Dorfstraße in Schöneberg nicht allzu weit vom botanischen Garten in Gesellschaft von anderen einschleichen Fremdlingen. 1866 wurde ihr Erscheinen aus Radeburg, 1872 aus Hensburg, 1877 aus Hamburg gemeldet. Seit 1881 ist sie auch aus Schlesien bekannt. A. v. Schindler fand sie hier in der Nähe des Breslauer botanischen Gartens. Auch sonst tauchte sie noch an den verschiedensten Stellen in Deutschland auf, zuerst anscheinend in Süddeutschland. Erst seit 1890 hat sie sich lebhafter ausbreitet und dann in überaus kurzer Zeit von ganz Deutschland Besitz ergriffen. Heute ist sie überall eine ganz bekannte Erscheinung.

Über das Wesen der Hunde bemerkt der Tierpsychologe Romanos: „Diese Gewohnheit, vielleicht eine Folge der Nahrung leitens des Menschen, ist den meisten Hunderrassen angeboren und so allgemein, daß es als ein wahrer Naturtrieb angesehen werden kann. Also (ein konstanter Naturtrieb der 18. Jahrhunderte) indessen bemerkt, daß auf der Insel Juan Fernandez die Hunde niemals den Versuch zu belien machten, bis sie es von einigen neu aus Europa eingeführten Hunden lernten. Ihre ersten Versuche sollten aus sehr wunderbaren, gewissermaßen unnatürlichen Tönen bestehen haben. Nach Linns Angabe sollen die einge-

brannter südamerikanische Hunde überhaupt Fremde nicht anbellend, und Ganced schreibt, daß die Nachkommen der nach Guinea aus Europa eingeführten Hunde in der vierten oder fünften Generation zu bellenden aufhören und nur noch wie die eingeborenen Hunde lautes Bellen heulen. Auch die Hunde von Labrador sollen nicht bellen. Aus alledem ergibt sich, daß die Gewohnheit des Bellens, die den Hausbunden so allgemein zukommt und hier wirklich instinktiv zu sein scheint, sich nach der geographischen Lage ändert.“ So weit Romanos. Es ist aber hinzuzufügen, daß doch auch wilde Hundarten bellen oder lästeln, denn den honoren Ton von Hundstuden fringen sie allerdings nicht auf. So bellen die alten Füchse in der Brunnzeit und die jungen, wenn sie hungrig haben. Dem Wolf ist die Gabe des Bellens verlagert, aber er versteht, wenn er sehr hungrig ist und besonders bei starker Kälte nachts entsetzlich zu heulen.

## Neue Bücher

„Geschichten aus der Geschichte“. Herausgegeben von Julius K. Saarhaus. (Verlag Hachmeister u. Thal, Leipzig.) Die neue Bücherreihe „Geschichten aus der Geschichte“ soll dem langsam wieder erwachenden Sinn für die Vergangenheit entgegenkommen und Weltgeschichte in künstlerischer Form bieten. Jedes der ansehnlich ausgestatteten, wohlfeilen Bändchen behandelt irgend ein bedeutendes historisches Ereignis, eine Episode aus dem Leben einer berühmten Persönlichkeit oder endlich das merkwürdige Schicksal einer wenig bekannten, aber wichtigen Gestalt, die als leuchtender Stern einmal eine große Rolle auf dem Weltbühnen gespielt hat. Die geschichtlichen Tatsachen werden in diesen Erzählungen durchweg wahrheitsgetreu wiedergegeben. Es wird also Lesestoff geboten, der durch anregende spannende Handlung und Schilderung geschichtliche Kenntnisse vermittelt. Von den bis jetzt erschienenen 24 Bändchen möchten wir besonders hervorheben: Julius K. Saarhaus: „Kaisers von Stephansburg“. Kurt Martens: „Die Kaiserin Elisabeth“. Lotte Gumbert: „Die Verurteilung der Pazzi“. Stefan Wolff: „Die Kaiserin der Kaiser“. Raimund Lambricht: „Die Braut des Bodentellers“. In diesen Geschichten handelt es sich nicht um trockene Berichte oder Kuchengeschichten, sondern um menschliche Darstellungen von historischen Begebenheiten, die man mit Spannung liest.

„Theodor Bohner: „Auf allen Straßen“. Geschichte einer Jugend in zwei Romanen. (Nein-Verlag, Berlin.) Bohner, ein in der Schweiz aufgewachsener Dichter, hat bereits vor zwei Jahren unter dem Titel „Amalia“ ein eigenwilliges Romanbuch erscheinen lassen, das in literarischen Kreisen allgemein beachtet worden ist. Ein zweiter Teil, der jetzt unter der Bezeichnung „Der Weg zurück“ zusammen-

mit dem „Amalia“ als neues Werk erscheint, bringt den Bildungsroman, in dem die Geschichte einer Jugend, wenn sie ihren Titel verdienen soll, zu spielen hat. Besatz auf dem Lande als Aufsteiger, Studententum in einer süddeutschen Universitätsstadt, und dann wieder die Schweiz: Hand in „Amalia“ die Basler Zeit voran, so tritt hier Zürich als Bildungsstätte in breiter, tragender Mitte. Und endlich dann die Heimkehr in gemächte Kreise, wo das Bekannte nach Hülftins Wort bedeutet, die Verführung mit dem Wirklichen vollzogen und die Lebensreise erlangt ist. In diese Umrisse spannt sich eine ganz persönlich, eigenartig erzählte Welt farbiger, eigenartiger und wesentlicher Begebenheiten. Die warme Innerlichkeit, mit der das Werk geschrieben, sowie die Kraft und Trefflichkeit in der künstlerischen Gestaltung rufen den Namen Bohner in die vorbeste Reihe der Dichter, die Deutschland und die Schweiz gemeinsam haben.

„Traugott Tamm: „Haus Thormäsen“. Ein Zeitroman. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg.) Einen Zeitroman nennt Dr. Traugott Tamm sein neuestes Werk. Mit Recht, denn was es zur Verhellung bringt, sind die kühnen Erlebnisse, die inneren Zustände eines der Hunderttausenden, die der Wesenheit nach unermittelt aus dem Dasein in das noch ärgere Chaos dahin zurückschleudert: Man finde darin sich zurecht — man freige da sich hindurch, wenn da dunkel... Und der Held konnte es. Er fand sich zurecht und freige sich durch. Und in ungeschliffener seiner Kameraden und Schicksalsgegnen wird es ergriffen und wieder aufleben mit der vollen Macht des Geschichtsromans, wenn ihnen dieser Zeitroman mit der Gemessenheit einer Chronik, der Wahrheit eines Lichtbildes und der ganzen Tiefe, dem ganzen Herbeiziehen historischer Einblicke und Nachschaffens der ersten schweren, vorstellungsvollen Kontakte nach der Heimkehr vor Augen führt. Mit das Reizvolle aber sind des Dichters sein geschätzte Trauerhaftere, deren unermessliche Opferbereitschaft und Güte auch den Schwarzseher zwingen zu tröstlichem Ausblick ins Künftige.

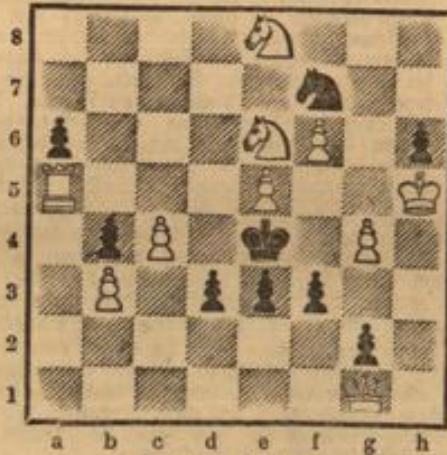
„Klang und Gros“. 2. Band der Gesammelten Schriften von Paul Seffert. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin.) Der etwas seltsam anklagende Titel erscheint durch die im letzten Aufzuge des Buches entwickelten Ideen über das innere Wesen musikalischer Kunst hinreichend erklärt. Das Buch bringt zum Teil kritische Abhandlungen, die durch Veröffentlichung in der „Frankfurter Zeitung“ schon schon bekannt geworden sind. Es ist eine hohe Auffassung, die Seffert vom Wesen der Kritik vertritt: siehe den Aufsatz „Von Echos der Kunst“. In der 1. Abteilung des Buches: sehr beachtenswerte kritische Ausführungen über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Oper. Im 2. Teil sind mehr theoretische Bühnenprobleme berührt, darunter findet sich eine treffliche Beleuchtung der „Spielplan-Politik“ unserer Opernbühnen. Im 3. Teil: Essays über Musikliteratur und neuerer Zeit; wie freundlich begrüßt uns da u. a. auch Josef Joachim Künstler-Vertrakt! Auch dem 4. Teil ist ein interessanter Aufsatz nachzuführen: man lese nur „Das Lied“ — mit der prächtigen Parallele zwischen Brahms und Hugo Wolf. Und man kühnere überhaupt das ganze Buch; denn Paul Seffert sprechen zu hören, ist immer ein Gewinn, auch wo man etwas — mißverständnisse möchte —!

## Spiele und Rätsel

### Schach.

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

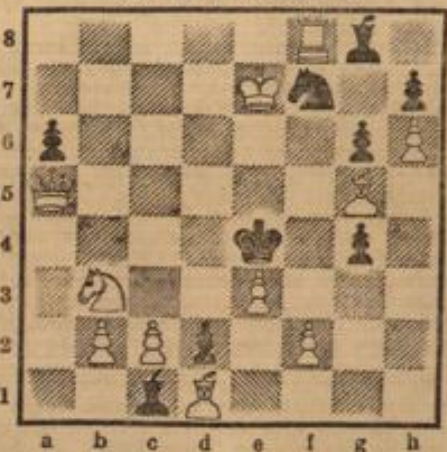
361. G. Padulli.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kh5, Dg1, Ta5, Se6, e3, Bb3, c4, e5, f6, g4;  
Schwarz: Kc4, e7, Ba6, b4, d3, e3, f3, g2, h6.

362. J. R. Neukomm.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke7, Da5, Tf3, Ld1, g5, Sb3, Bb2, c3, e3, f2, h6;  
Schwarz: Ke4, Lc1, g8, Sf7, Ba6, d2, g1, g5, h7.

361. Ein feines Stück, das seiner Zeit (1920) in der italienischen und englischen Schachpresse einiges Aufsehen erregte. Es ist interessant und zum Verständnis wichtig, zunächst festzustellen, daß Weiß mit der Dame auf b1, d1, g2 und der Springer auf d5 matt setzen könnte, wenn — Schwarz am Zuge wäre und d3, e3, f2 oder g2 ziehen würde. Aber: White to play — Weiß ist am Zuge und muß etwas Neues erfinden, um doch das Matt in zwei Zügen zu ermöglichen. Dabei wird diesmal ein nach dem Kunstgesetz des Schachproblems ungewöhnlicher Zug nötig, was dem unbefangenen Löser die Lösung zunächst fast unmöglich erscheinen läßt. Aber dann lohnt sich das Wagnis, man erkenne, daß die vier anfänglich geschauten Mattbilder Trugbilder waren, und daß es ganz anders kommt als man gedacht. Darin besteht der intime Reiz des geistreichen Problems. — 3-2. Von demselben Stamme, doch weniger kompliziert und ganz normal.

Partie Nr. 152. Unregelmäßige Eröffnung.

Wilde Partie aus dem Winterturnier des Wiesbadener Schachvereins.

Weiß: Hugo Habermann; Schwarz: N. N.

1. e4, e6; 2. f4, d5; 3. e5 mit lastigem Druck, c5;  
4. Sf3, Sc6; 5. d3, Db6; 6. c3, a5; 7. L2, Sh6; 8. 0-0.

c4+ (guter Zug für — Weiß!); 9. d4, Sf5; 10. Sg5, um den f-Läufer zur Loo-erung zu verführen. Le7. Gutwillig nicht, also mit Gewalt: 11. SxT7, TxT7 (1. Opfer); 12. Lh5+, g6. 13. d2, e3; 14. De2, SxT (2. Opfer); 15. Sx8, gxLh5 (3. Opfer); 16. Dxh5+, Kg8 — was Weiß wollte (Suggestion?). 17. f5, Dd8; 18. f6 Bauernopfer nach dem Kfagell LxT6; 19. e5+, f6, Df6; 20. Lh6! (Beginn der Kombination) Dg6. Weiß muß dem D6ausch ausweichen. 21. Dh1, e5; 22. dxe (eine kl. Falle!) Lf5; 23. Se3, Sxe5; 24. Tf1, Sg4 (?); 25. SxT5, Te8, um die Drohung Se7 zu parieren; trotzdem m (4. Opfer); 26. Se7+, Txe8; 27. Tf5# (Vgl. Morp y gegen Graf Isouard u. Hag. v Braunschweig 1868 in der Gd. Opéra zu Paris.) Auch das Damenopfer konnte geschehen: D7, TxD, Se7#. Oder falls SxL, e7+, Kg7, Dd4 setzt matt. (Die Anmerkungen vom Führer der weißen Steine.)

### Lösungen.

352. 1. Td4. — 353. 1. Sg7, Ke4; 2. Dd2; 1. ....; 2. Kf4; 3. Df+; 1. ...., 2. D7. — 354. 1. Td7, Lg3; 2. Td1, Le1; 3. Ta5+, 1. ...., 2. ...., Ld6; 3. Ta2+; 1. ...., 2. Sc1; 3. Sb8. — 355. 1. Db8, Ta6; 2. Dc7, Ta5; 3. Db6, Td8; 4. Db7; 5. DxD7#. — 356. 1. g5. — 357. 1. Da2, Th8; 2. Dh2+; 1. ...., Kc8; 2. Da8+; 1. ...., Txe7; 2. Dg8+. — 358. 1. Tf1!

Löslerliste: Die Herren H. Ritter (352—378), F. Schneider (352—358), Gustav Mohr (352—378), Dr. Schm. (352—378), E. Körp r (352—378). Diese Herren haben die Weihnachtsnuss, die sich doch teilweise (354 u. 355) als ziemlich schwierig erwiesen, richtig gelöst und sie sind damit Gewinner der ausgeetzten Buchpreise. Es lösten noch richtig: A. L. (362, 363, in 354 scheitert 3. Kb4 an Ld6+, in 355 1. Kc1 an b2+); L. M. (353, 356); Ph. F. (362, 375); Gymnasiast R. (357); H. H. (357, 363, für freundl. Brief besten Dank); E. Betz (357, 358).

### Rätsel.

#### Bilderrätsel.



#### Kopfwechsellrätsel.

Hain, Ilse, Rote, Engel, Feder, Macht, acht, Rondo, Meder, Nase, Ost.

Aus vorstehenden Wörtern sind durch Auswechseln des Kopfes neue Wörter zu bilden. Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben einen bekannten türkischen Führer.

#### Kreuzrätsel.

1-2 Fangzeug für Raubwild,  
3-4 Pferderasse,  
1-4 Ins-kt,  
3-2 Innenraum.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

#### Auflösungen der Rätsel in Nr. 11:

Bilderrätsel: Morgenstunde hat Gold im Munde. — Buchstabenrätsel: Sudan, Zoden, Sidon, Sedan. — Silbenräts: Rendant, Effendi, Piano, Aachen, Rabe, Alpen; Reparation.

Richtige Lösungen sandten ein: Walter A. Traut Altgelt, Alfred Beckmann, Hedwig u. Willy Egenolf, Walter Gierich, Alfr. d. u. Wern Küsch, Erka u. Gertrud Madack, Erna Heunemann u. Elisabeth Mayer, Hella u. Rie Sittenhaler, sämtlich in Wiesbaden; Lo. Li u. Le Leli in Eigenheim; Neta u. Walter Löwenstein in Schierstein a. Rh.